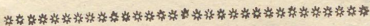


Profaische Aufsätze.





Der Entführte.

Mein Kopf war mit Abenteueruern beladen, die ich vor Kurzem in La Motte Fouque's modernen Ritterromanen und in Clarens artigen Schriften auffasste. Es war mir, als läge eine hohe Glückseligkeit in dem Gedanken, der Held eines solchen Abenteuerers zu seyn, und ich fand mich ganz entschlossen, das erste beste, trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren, zu bestehen. Es fehlte nun zu meinem Glücke nichts mehr, als eine Mimili oder eine andere Heldinn, die ich aber weit und breit vergebens suchte. Wenn mir auch hier und da ein Mädchen wohlgefiel, so schien es doch zur Heldinn nicht geeignet zu seyn, denn nach den Mustern, die ich in den an-

geführten Schriften kennen lernte, mußte sie nicht nur aus Schönheit und Zärtlichkeit, sondern auch aus Würde, edlem Stolze, und aus einem durch Muth und Gefühl ausgezeichneten Charakter zusammengesetzt erscheinen.

Drey Monathe suchte ich bereits mein Ideal vergebens, und war beynahе entschlossen, meine ganze Romanenglückseligkeit aufzugeben, als mich ein Officier zum Besuche eines Balles lud. Die Gesellschaft war sehr gemischt. Mein Freund schloß sich bald an eine hübsche Brünette an, und ließ mich stehen. Mit meinem Ideale im Kopfe fand ich die ganze Gesellschaft ekelhaft, und entfernte mich noch vor Mitternacht, dem Morpheus meinen Tribut zu bezahlen.

Am Ausgange einer engen Gasse, die in die Ludwigsstraße führt, überfielen mich drey Kerle mit gespannten Pistolen, **E i n Laut, und Sie sind todt!** rief mir ei-

ner entgegen. Sie ergriffen mich, banden mir die Augen, und schleppten mich in einen Fiaker, der nur einige Schritte entfernt in Bereitschaft stand. Der Wagen flog nun wie der Wind davon. Überflüssig war es, mir die Augen zu verbinden, denn die Nacht war so rabenschwarz, daß ich es ganz gewiß nicht errathen hätte, in welche Gegend mich die Kerle schleppten. Nach einem langen Herumfahren, bey dem ich wohl merkte, daß der Compaß nicht immer ruhig blieb, hielt man endlich still, ich wurde aus meinem Kasten gehoben, und durch eine enge Thüre auf eine noch engere Wendeltreppe gebracht, über diese schob man mich bis in ein Cabinet, wo ich wieder den freyen Gebrauch meiner Sprache und des Gesichts erlangte.

Daß ich auf meiner Fahrt unter den Händen von solchen Begleitern mein letztes Stündlein herannahend glaubte, kann man

sich vorstellen; allein diese schrecklichen Aus-
sichten verwandelten sich schnell in heitere
Hoffnungen, als ich mich in dem Cabinet
umsah, das seiner kostbaren geschmackvollen
Einrichtung nach einem Göttersitze glich. Ich
athmete freyer. „Nein, das ist keine Mör-
„dergrube, hier werde ich mein Ideal, die
„lang ersehnte Herrinn meines Herzens fin-
„den.“ So dachte ich, und meine verrückte
Fantasie verlor sich schon in eine Kette von
Abentheuern, die alles übertrafen, was man
in La Motte Fouque's Ringe las.

Ein leises Getöse unterbrach meine Träu-
meren. Soll ich es gestehen? Meine Angst
kehrte zurück, ich erstarrte, und wahrlich
nicht umsonst; denn es öffnete sich eine Ne-
benthüre: und aus dieser trat ein weibliches
Wesen, das mir bey dem Dunkel des matt
erleuchteten Cabinets und in der Angst wie
eine Riesinn erschien. Sie war ganz einfach
in Unterrock und Corset gekleidet. Mit ei-

nem Dolche bewaffnet, überfiel sie mich. „Stirb, Verräther!“ rief sie aus, und zückte das Mordeisen nach mir, „dies sey der Lohn beleidigter Liebe!“ — Die Überraschung des weiblichen Angriffs lähmte mich ganz, ich stand wehrlos vor ihr, ein bloßer Zufall, daß ich ausgleitete, entrückte mich dem geführten Streiche. Mein Gewissen sprach sich vom Vergehen frey, dessen sie mich beschuldigte. Schnell nahm aber ihre Wuth eine andere Richtung. „Was will ich mit dir,“ sprach sie, „mich selbst muß ich strafen, daß ich einem Menschen ohne Charakter und Ehrgefühl mich hingegeben habe,“ — und war so eben im Begriffe, sich selbst durchzubohren. Ihre letzten Worte überzeugten mich, daß ich unmöglich der Gegenstand ihres Hasses seyn könne. Ich faßte meine Lebenskraft zusammen, und entwaffnete den Arm, der so eben ein schönes Leben enden wollte. Sie wehrte sich mit allen Kräften. „Welch eine

Raserey," rief ich endlich, „sich für eine Undankbaren, den Sie bloß verachten sollen hinzuopfern!" — Diese Worte, von einer fremden Stimme gesprochen, entwandten ihr den Stahl, den sie mit männlicher Kraft zu vertheidigen wußte, und lähmten sie dergestalt, daß sie auf das Ruhebett niedersank.

Schluchzend überhäufte sie mich mit Vorwürfen, daß ich sie hinderte, ihr verzehaftes Leben zu enden. Bald darauf begann sie sanfter mich zu beschwören, daß ich ihr die Angst und Verlegenheit verzeihen möchte, in welche mich ihr Unglück und ihre Verzweiflung stürzten. Der Nichtswürdige, setzte sie hinzu, soll mir dennoch nicht entkommen. — Ich stehe zu Ihren Diensten, entgegnete ich, überlassen Sie mir die Züchtigung des Verbrechens, ich gelobe Ihnen die heiligste Verschwiegenheit. Beginnen Sie Ihre glücklicheren Tage damit, daß sie sein Andenken aus Ihrem Herzen reißen, aus eis

nem Herzen, dessen Werth und Wärme er vielleicht nie erkannte, nie zu schätzen wußte.

So gewann ich dadurch, daß ich mit-
leidig mich ihres Vertrauens würdig machte,
über ihren Schmerz die Oberhand, und es
gelang mir nicht nur ihre Leiden zu verban-
nen, sondern, wie ich es merkte, auch Inte-
resse für meine vor Kurzem dem Tode ge-
weihete Person zu wecken. Wie gern hätte
ich das Dunkel des Zimmers verbannt! Ich
bath um Licht, um meine Heldinn von An-
gesicht zu Angesicht schauen zu können, doch
vergebens, sie beharrte streng auf dem Rei-
che der Finsterniß, und so konnte ich nur
beyläufig mir ein Bild von ihrer Schönheit
entwerfen, denn schön mußte ja meine Hel-
dinn seyn. Ich bestürmte sie so eben noch
einmahl mit allen Beredungskünsten, das
Cabinet erleuchten zu lassen, als sich ein
Lärm auf der Straße erhob. Schnell raffte
sie sich auf, und flog in ihr Nebenzimmer.

Ich war nun wieder allein, und erwartete mit weniger Unruhe als zuvor die Entwickelung meines Abentheuers. Den Dolch, mit dem man mir das Herz durchbohren wollte, fand ich auf dem Boden. Ich steckte ihn zu mir. Dieser soll zur Wehre dienen, dachte ich, wenn man mir noch einmahl etwas anhaben wollte. Als ich ihn aufhob, entdeckte ich auch ein Blatt Papier auf dem Boden; das könnte dir wohl das Räthsel des Zimmers lösen, dachte ich, und eilte zur matten Lampe, die im Rücken eines Schirmes brannte, um seinen Inhalt zu lesen. Doch in demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre; ich steckte kaum das Blatt in die Tasche, so standen meine Schutzengel wieder vor mir, und luden mich ein unter den schon beschriebenen Ceremonien den Fiaker zu besteigen. Ich gehorchte, denn die Kerle führten wie zuvor tödtliche Zwangsmittel in den Händen. Kaum waren wir im Wagen, so flog er mit Bliz-

heschnelle davon. Meine Begleiter entschuldigten ihren Mißgriff, scherzten übrigens über meine Angst und das Abenteuer, dem sie mich gegen ihren Willen zugeführt hatten. »Ich will nicht einen Ducaten verwetten, sagte einer, daß wir Sie nicht noch einmahl abhohlen müssen.»

Nach einem Herumfahren von drey Viertelstunden hielten sie unfern der Tournelle-Brücke. Man ließ mich aussteigen, es schlug eben drey Uhr nach Mitternacht. Der Anblick des Seine-Stromes erschütterte mich, denn ich konnte ja nicht wissen, ob die Bösewichter nicht den Auftrag erhielten, mich hineinzustürzen. Hastig griff ich nach dem Dolche, allein sie ließen auch ihre Pistolen nicht aus der Hand. Dießmahl kam ich dennoch mit bloßer Angst davon. Als sie meinen Stock in dem Wagen vergebens suchten, und den Fiaker der Entwendung wegen beschuldigten, so überlieferte dieser seine ar-

me Seele allen Teufeln für seine Ehrlichkeit, und ich verzichtete recht gern auf den Stock, um nur je eher desto besser ihrer los zu werden. Sie stiegen nun in den Wagen, wünschten mir eine gute Nacht, und rannten über die Brücke der Bernardstraße zu. Aus der Gasse hörte ich noch den Lohnkutscher die Erinnerung zurückschreyen, daß ich ihm ein Trinkgeld schuldig geblieben sey. Die Finsterniß und Unsicherheit der Nacht mit der Entfernung von meiner Wohnung bestimmte mich in die Antoinestrasse zu eilen, und bey einem mir bekannten Gastwirthe Unterkunft zu finden. Als ich über die Straße ging, stolperte ich über einen Stock, der mir im Wege lag, ich hob ihn auf, und war froh, eine Wehr gefunden zu haben. Glücklicherweise langte ich bey dem Gasthose an, man öffnete mir das Haus, doch wie erstaunte ich, als ich mich wieder im Besitze meines Stockes sah, den der Fiaker verloren hatte. Die-

er Fund verwirrte mich noch mehr über die Orientirung meiner nächtlichen Laufbahn. Sobald ich das Zimmer erreichte und Licht erhielt, zog ich das Papier aus der Tasche, das ich in dem verhängnißvollen Zimmer fand. Es war ein Brief folgenden Inhaltes:

„Glaubten Sie, meine Theure! daß ein Mann meiner Art sich ewig an Sie fesseln werde? Zwey Jahre lang wiederholte Besuche nützen die Liebe ab. Meine ist vor drey Monathen erloschen, aus Mitleiden spielte ich aber noch die Rolle des Verliebten fort. Ihre Eifersucht hat Sie auf Entdeckungen über meinen Stand geführt, die Ihnen unwillkommen sind. Mich sicht das nicht an, denn ich bin über Vorurtheile hinweg. Es ist wahrlich Ihre Schuld und Ihr Schaden, wenn Sie mich ganz zu Grunde richten, dermahl bleibt mir aber nichts übrig, als Ihnen für die Befreyung von jenem Zwanz

ge zu danken, indem ich Ihrer wegen leben mußte."

Dieses Blatt ließ mich zwar den Grund meines Abentheuers errathen, und brachte die natürliche Wirkung hervor, daß ich den Niederträchtigen, der einer solchen Beleidigung fähig war, verabscheute, und zu züchtigen entschlossen war, wenn ich seiner habhaft werden könnte. Doch wie? Das Billet war ohne Unterschrift, und die Adresse war weggerissen. — Ohne Kenntniß, von wem und an wen das Blatt geschrieben war, mußte ich mich mit der Hoffnung begnügen, daß ich doch endlich den Aufenthalt meiner räthselhaften Dame auskundschaften werde, oder aber, daß sie selbst mich noch einmahl aufheben lassen wird. Voll Begierde, die Mißhandelte zu rächen, und die Angst, welche mir die fatale Wanderschaft verursachte, zu vergelten, konnte ich kein Auge schließen. Die Morgensonne traf mich wachend, und

wie der Bliß fuhr ich in die Kleider, um
 meine Kundschaft zu beginnen. Ich durch-
 rannte binnen wenigen Tagen fast alle Quar-
 tiere der Vorstädte, blieb bey jeder engen
 Thür und Treppe stehen, forschte nach den
 Bewohnern, doch vergebens, keine Auskunft
 brachte mir Licht. Abends verweilte ich bis
 in die späte Nacht in der Gegend, wo ich
 aufgehoben wurde, allein die Schreckensmän-
 ner blieben aus. So verlor ich täglich bey je-
 der neuen Entdeckung meinen Compass, und
 verzweifelte schon beynahе meine Rache füh-
 len zu können. Ein Leben, bey dem ich wäh-
 rend des Tages spähte, und mich Nachts auf
 den Kranichfuß stellte, würde mich bald um
 meine Gesundheit gebracht haben, wenn mir
 nicht ein neues Ereigniß, das mit meiner
 Geschichte in zu enger Verbindung steht,
 und hier ausführlich erzählt werden muß,
 eine andere Richtung gegeben hätte.

Zwey mir bekannte Officiere sahen in ei-

nem Hause, das von einem allerliebsten und
 reichen Mädchen bürgerlichen Standes be-
 wohnt wurde, einen hübschen jungen Mann
 öfters erscheinen, und mit Heirathsabsichten
 anrücken, der sich Graf Peter Z*** nann-
 te. Da nun dieß der Name meines ältesten
 Bruders ist, so fragten sie ihn, ob er mich
 kenne. Ganz natürlich, versetzte er, wie
 sollte ich meinen Bruder nicht kennen? —
 Diese Neuigkeit ergriff mich mächtig, denn
 ich lebte ja mit meinem Bruder stets im eng-
 sten Vertrauen. Woher sollte das kommen,
 daß er, ein verheiratheter Mann, pflicht-
 vergessen sich selbst entehren, und Unglück
 über eine schuldlose Familie durch eine Dop-
 pelheirath bringen sollte! — Ich bath mei-
 ne Freunde, diesem Geheimnisse auf die
 Spur zu kommen. Sollte sich mein Bru-
 der, dachte ich, so weit vergessen haben, so
 bin ich gewiß, daß er meinen Vorstellungen
 Gehör geben, und auf die Bahn der Ehre

und Rechtlichkeit zurückkehren werde. Meine Freunde würdigten diese Sache ernst, wie sie war, und versprachen mir hülfreiche Hand. Nachmittags an demselben Tage, an welchem sie mir diese Entdeckung machten, erhielt ich durch sie die Adresse seiner Wohnung. Auf Flügeln der Bruderliebe eilte ich dahin. Im Vorzimmer fand ich einen Bedienten mit unserer Livree angethan, der mich um meinen Namen fragte. Du wirst ihn schon erfahren, rief ich, mach auf! — Die Thüre fliegt auf, ich trete ein, eile in die Arme meines Bruders, finde aber an seiner Statt einen mir ganz fremden Menschen. Verzeihen Sie, stotterte ich, mein Herr! ich hoffte den Grafen Peter Z*** zu finden. — Ich bin es selbst, erwiederte man mir kalt. Sie? mein Herr! fuhr ich heftig fort, es sagen Sie doch, in welchem Lande liegt wohl Ihre Grafschaft? — Er beantwortete diese Frage mit einer staunenswürdigen Fa-

fung, als ein wohlunterrichteter und wahr-
 sprechender Mann, und fuhr dann, ohne
 die Stimme zu steigern, folgender Maßen
 fort: Nun möchte ich aber auch, mein Herr!
 wissen, was mir die Ehre Ihres Besuches,
 und diese Fragen zugezogen habe. Nichts an-
 ders, antwortete ich kalt, als die Gewiß-
 heit, daß ich der leibliche Bruder des Gra-
 fen Peter von B * * * bin, und Sie mein
 Herr! — ein Schurke sind.

Diese Erklärung traf den Herrn um so
 empfindlicher, da an seiner Seite drey Män-
 ner standen, deren einer sein Schwiegervater
 werden sollte. Ohne sich in weitere Aus-
 einandersehung einzulassen, griff er zum De-
 gen, und ich zog auch den meinigen; allein die
 Gäste fielen uns in die Arme, und zwan-
 gen uns, den Kampf aufzugeben. Ich werde
 Sie schon finden, mein After-Bruder, rief
 ich, als ich mich entfernte. Und ich werde
 mich nicht verbergen, entgegnete er, diese

Herrn werden ihre Beleidigung bezeugen.
 — — Ich werde Ihnen beweisen, wer und
 woher ich bin, Sie — — — Mehr hörte
 ich nicht.

Dieser Glende besaß die Kühnheit, mich
 bey dem Polizeycommissariate als einen In-
 sultanten zu belangen, und das Commissariat
 stellte auch auf sein Ansuchen den Verhaftsbefehl
 gegen mich aus. Durch meine Freunde
 erfuhr ich, was mir bevorstehe, und er-
 hielt zugleich die Warnung vor künftigem
 Tage meine Wohnung nicht zu betreten. Ich
 folgte dem Winke, und legte mich der Woh-
 nung des Aſtergrafen gegenüber auf die
 Lauer, die in einer, den eliseischen Feldern
 gegenüber gelegenen Gasse sich befand. Es
 graute der Morgen, und man hatte so eben
 in die Frühmesse geläutet, als ich meinen
 Gegner ohne Bedienten aus seiner Wohnung
 treten, und den eliseischen Feldern zueilen
 sah. Vermuthlich glaubte er mich in der Haft.

In einer Allee dieses Lustgartens war mir Zeit und Ort günstig genug, um den Streit zu schlichten. Ich trat ihm also schnell in den Weg, und forderte ihn. Erbläßt stotterte er eine Entschuldigung, daß er sich bloß meines Familiennamens bediente, um seine Zwecke zu erreichen; er habe, setzte er hinzu, weit und breit keinen schöneren finden können. Unempfindlich für das Compliment, setzte ich ihn in die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen. In ein Paar Minuten lag er auf dem Boden hingestreckt. Ich zog mich nun ins Verborgene, nachdem ich meine Freunde von diesem Vorgange benachrichtiget hatte. Zum Glücke für mich langte mein Bruder in der Hauptstadt an. Ich erfuhr kaum seine Ankunft, so lud ich ihn zu mir, setzte ihn in die vollste Kenntniß des Zweykampfes, und bath ihn um seine Vermittlung. Diese wurde ihm sehr leicht, weil mein Gegner nicht tödtlich verwundet war, und nach meines

mit Bruders Klage sich deutlich erwies, daß der
 reit falsche Graf Z*** ein gefährlicher Betrüger
 in sey. Dieser Glende bekannte in den gericht-
 rte lichen Verhören, daß er von unbekanntem
 ei: Ältern auf der Herrschaft meines Vaters erz-
 ne zeugt wurde, und daß ihm diese selbst den
 t, Namen Z*** beylegten. Als er erwuchs,
 t. erkundigte er sich genau um unsere Familien-
 h verhältnisse und Besitzungen, und so gelang
 es ihm, da er als Glücksritter einiges Geld
 t erwarb, sich für den ältesten Sohn dieses
 Hauses in der Residenz geltend zu machen.
 Die Behörden fanden in seiner übrigen gar
 nicht außerbaulichen Lebensgeschichte Stoff
 genug, über ihn die Zuchthausstrafe zu ver-
 hängen, und sich seiner Person für immer
 zu versichern.

Was mich anbelangt, so erhielt ich zu
 derselben Zeit eine Hauptmannsstelle, und
 war genöthiget, zu meinem Regimente im
 Languedoc zu stoßen. Der Stab lag glückli-

cher Weise in der Nähe eines Schlosses, das meinem Oheim, dem Grafen von Jab . . . gehörte, der des Hoflebens müde, auf seinen Gütern ein beneidenswerthes Leben führte. Sein Schloß wurde mein Gasthof, in dem nicht nur der Nefte, sondern auch alle seine Kameraden, so oft sie wollten, freundliche Aufnahme fanden. Mein guter Oheim führte mich in der Runde bey allen vornehmen Leuten auf, ohne mich durch seine Gefälligkeit sehr zu beglücken, denn diese Herren erschienen mir bey allem Ehrensinne nicht besser als vornehmere Bauern, denen die höheren Reize des feineren Stadt- und Hoflebens ganz fremd waren. Ich vermifste nähmlich an ihnen die Politur der feineren Welt, mit der mancher ohne Verdienst glänzt, und ohne welcher das Verdienst selbst im Schatten stehen bleibt. Doch bald ersetzte mir das Schloß zu Lim . . . alles. Dort sah ich die Starostinn von Bl . . . , eine pohlische

Dame, und meine Wünsche waren befriediget.

Diese Dame, eine Witwe von drey und zwanzig Jahren, besaß Schönheit, Grazie, Majestät und einen Geist, den jedes Talent schmückte, mit dem eine Frau vom Stande in der Welt erscheinen durfte. Ich sah sie, und verehrte nur sie allein. Ihr sanfter humaner Charakter entflammte in mir die heftigste Leidenschaft. Ein . . . wurde Armida's Pallast für mich, und da die Besitzerinn desselben Tante meiner Göttinn, und Herzensfreundinn meines Oheims war, so hatte ich um so mehr Gelegenheit, mich in diesem Feenschlosse ganz verzaubern zu lassen.

Ich hatte es wohl selbst bemerkt, daß ich der jungen Dame nicht gleichgültig war, wenn ich es aber auch nicht errathen hätte, so half mir mein Oheim auf die Spur. „Neffe,“ sagt er eines Tags zu mir, „deine Angelegenheiten nehmen hier eine rosenrothe

Farbe an. Die Starostinn hat ein Aug auf dich. Courage, mein Freund! versäume nichts, sie ist reich, steht in ansehnlichen Verbindungen, du kannst dein Glück gründen. Mache aber schnell, und zähle auf meine und ihrer Tante Unterstützung."

Diese Erinnerung meines Oheims war mir um so willkommener, da sie mich in meinen Hoffnungen bestärkte. Ich spannte nun meine Segel aus, und ruderte kühn vorwärts, um je eher je besser in dem Hafen meiner Wünsche zu landen. Es dauerte nicht lange, so brachte ich die liebenswürdige Starostinn zum Geständniß ihrer Liebe, und die Tante erschöpfte sich in Beweisen, daß langwährendes Lieben selten zur Ehe führe, wodurch sie die Nichte bereden wollte, ihren Bund mit mir ohne Verzug bey ihr zu schließen. Dem Andringen der Tante begegnete aber die Starostinn durch die Vorstellung, daß sie einen Sohn aus ih-

rer ersten Ehe in der Residenz besitze, dessen Rechte ihre Anwesenheit erheischten, und ohne deren Sicherung sie sich nie entschließen würde, zu einer zweyten Ehe zu schreiten. Diesen auf Rechtlichkeit gebauten Gründen konnte ich nicht widerstehen, und willigte in ihre Reise nach Paris, mit dem Vorsatze, ihr dahin auf dem Fuße zu folgen. Der Ruf von der bevorstehenden Heirath verbreitete sich trotz unserer Zurückhaltung gar bald in der ganzen Gegend. Meine Kameraden, und meines Oheims Nachbarn strömten herbey, um uns zu beschwören, ihnen das Vergnügen, Zeugen unserer Vermählung zu seyn, nicht zu rauben; doch vergebens, meine Braut bestand auf ihrer Abreise, auf der sie die Tante begleitete. Ich flog einen Tag später ihr nach, und so langten wir bey nahe zu derselben Zeit in Paris an. Am Vorabende ihrer Abreise gab noch die Tante ein herrliches Soupee zum Ab-

schiede. Während der Tafel erhielt sie einen Brief, in welchem man ihr berichtete, daß zu Paris vier maskirte Männer einen Arzt aufgefangen hatten, der mit verbundenen Augen zu einer Dame gebracht wurde, um ihr in Kindesnöthen beizustehen. Diese Neuigkeit veranlaßte mich, mein in der Residenz erlebtes Abenteuer zu erzählen, allein ich fand nicht nur keinen Glauben, sondern mußte es noch dulden, für einen Plusmacher angesehen zu werden. Einen noch hartnäckigern Widerspruch und Unglauben erlebte ich, als ich die Züchtigung des falschen Grafen Peter von B*** erzählte. Da auch die Starostinn auf der Seite meiner Gegner stand, mußte ich ganz natürlich den Kürzern ziehen. Ich ließ es mir gefallen, ihr nachzugeben und folgte, wie ich schon gesagt habe, auf Flügeln der Liebe nach Paris. Sobald ich in dieser Hauptstadt anlangte, eilte ich in die für die Tante in der Rue St. Ho-

noré gemiethete Wohnung. Ihre Dienerschaft empfing mich wie einen König, unterrichtete mich aber zugleich, daß eine kleine Unpäßlichkeit die Starostinn das Bett zu hüten nöthige, mit dem Ersuchen, mich einstweilen in das Appartement der Tante zu begeben. Diese liebe Frau überhäufte mich mit Güte und Herzlichkeit. Meine Nichte, sprach sie, hatte sich durch die Reise und einige Geschäfte, die sie Ihrer wegen zu besorgen hatte, abgemattet. Schlaf und die Freude über Ihre Anwesenheit wird sie bald herstellen, doch — lassen Sie uns sehen, ob sie nicht erwacht sey, setzte sie hinzu. sie wird ganz gewiß entzückt seyn, Sie hier zu wissen, und Ihnen recht bald ihre Genesung verdanken. Wir traten ein, und Frau von Ble empfing mich mit jener vertrauten Herzlichkeit, die sich für unser Verhältniß schickte. Nachdem wir den Becher des freudigen Wiedersehens reichlich geleert hatten,

bath sie mich um Ruhe für diesen Abend, und forderte mich auf, in die Oper zu gehen, mit der ein neues Ballet verbunden war, um ihr am folgenden Tage bey Tische Nachricht vom Erfolge geben zu können. Ihre Gesundheit war mir zu theuer, als daß ich nicht meinen Wunsch in ihrer Nähe zu leben, aufgeopfert hätte. Ich empfahl sie der Sorgfalt der Tante, und ging gehorsam ihrer Aufforderung in das Opernhaus. Man führte Cherubini's Cortez auf, eine Oper, die ich sonst mit Vorliebe genoß; an diesem Tage machte mir alles Langeweile, weil ich mein Herz und Sinn bey der Kranken ließ. Als ich aus dem Opernhause trat, zog mich ein Mensch im Civilkleide auf die Seite, und ersuchte mich im Nahmen meines Obersten in das nächste Kaffehhaus einzutreten, und dort auf ihn zu warten. Ich fragte den Mann, woher er mich kenne. „Ich habe Sie wohl, mein Herr, in meinem Leben nie gesehen, verz

setzte er, allein der Herr Oberst erfuhr Ihre
 Ankunft, sah Sie im Parterre, und bezeich-
 nete Sie mir so genau, daß ich nicht fehlen
 konnte. Er will heut in angenehmer Gesell-
 schaft speisen, und hofft, daß Sie ihm die
 Ehre Ihrer Begleitung nicht versagen wer-
 den. Ich eile ihm, Ihr Warten zu melden,
 er wird nicht säumen, Sie abzuholen." Der
 Mensch entfernte sich, und ich trat in das
 Caffehaus, in dem man über Spontini,
 Cherubini, Mozart und Rossini bis zum
 Ekel Längen brach. Ein Kampf, der mich
 noch ärger als die Oper langweilte. Nach-
 dem ich ziemlich lang gewartet hatte, ging
 ich an die Thüre, und traf den Merkur auf
 der Pässe. Dein Herr, sagte ich zu ihm, läßt
 lange auf sich warten. Ich weiß nicht, wo
 er bleibt, er folgte mir auf dem Fuße. Doch
 um Ihnen die Ungeduld zu ersparen, will
 ich mich ein wenig umsehen. Er ging auch
 wirklich, fehrte aber bald zurück, und brachte

mir die Nachricht, daß mich sein Herr mit dem Wagen in der anstößenden Straße erwartete. Auf sein Ersuchen, ihm zu folgen, ging ich zum Wagen hin, kaum hatte er den Schlag eröffnet, ergriffen mich zwey bewaffnete Kerle, die mich in den Wagen schoben, mich durch die Miene ihrer Pistolen zähmten, und zum Augenverband nöthigten. Ich mußte schweigen, und mir alles gefallen lassen, denn auf dem Widerstand lag der Tod.

Habe ich es Ihnen nicht gesagt, begann nach einer Pause einer von den Kerlen, daß wir uns wieder sehen werden! —

Nach vielem Gerassel in die Kreuz und in die Quere langte ich endlich bey der engen Pforte, bey der noch engeren Stiege, kurz in demselben Zimmer an, in dem man mir vor einigen Wochen den Tod geben wollte. Dieselbe matte Lampe streute sparsamer ihr Licht aus, als das erste Mahl. Unmuthig warf ich mich auf einen Lehnstuhl,

mit dem festen Entschluß, der abentheuerlichen Dame ihr Unvermögen, mich der reichenden Starostinn untreu zu machen, ganz fühlen zu lassen.

Die Dunkelheit und mein Ingrimmm ließen es mich gar nicht gewahren, daß meine verhasste Unbekannte auf ihrem Ruhebetto hingegossen lag. Ihre Anrede entriß mich bald meinen Träumereien. Sie denken wohl an mich? begann sie: Was träumen Sie? Suchen Sie etwa einen zwoyten Brief, neue Spuren zur Aufklärung über mein Wesen? — Sie suchen vergebens, doch — ich will und werde auch den Schleyer zerreißen, der Ihre Erkenntniß umflort, ich habe Sie geprüft, und glaube nun nicht mehr von Ihrer Unbescheidenheit oder Plauderen fürchten zu müssen. Hätten indessen Ihre Spähungen Ihnen meinen Nahmen verrathen, wie leicht wäre es möglich gewesen, daß sie ihn zur Verzierung der Erzählung unsers Abens-

theuers angewendet hätten, um die Ungläubigen zu bekehren.

Nein, gnädige Frau, ihr Name würde nie über meine Lippen gekommen seyn, erwiderte ich. Meine Nachforschungen hatten auch nicht Eitelkeit oder Neugierde zum Grunde, sondern vielmehr einen unwiderstehlichen Drang, die Unglückliche kennen zu lernen, der ich damahls, sey es aus Mitleiden oder aus Liebe, huldigte.

Wie steht es aber jetzt mit Ihrem Herzen? Ist die Neigung sammt der Neugierde bereits erloschen? Sie wissen mich hier, Sie hören mich und bleiben so fremd? — Die Starostinn von Ble . . . hat mich wohl ganz aus Ihrem Andenken, ja sogar aus dem Herzen verdrängt. O wie unglücklich bin ich lieber Graf B . . . !

Der Umstand, daß sie meinen und meiner Braut Namen nannte, brachte mich aus aller Fassung. Ich stammelte Entschuldigung:

gen; meine Phantasie mahlte sie mir mit dem Dolche bewaffnet, ich schauderte zurück. Verzeihen Sie theure Unbekannte! rief ich endlich aus, daß ich die reichendste Wirklichkeit einem puren Schattenbilde vorgezogen habe, das mich wohl anlockend umgaukelt, und mein Wesen ganz verstricken könnte, wenn in diesem Herzen das Bild der holdseligsten Frau nicht lebte. —

Halt, mein Freund! rief sie, keine Beleidigung. Daß du deiner Starostinn nicht untreu werden willst, habe ich mich überzeugt, wisse aber, Unglücklicher! daß dieselbe Huldinn in dem Augenblicke, als sie dich auf dem Krankenlager ihrer ganzen Huld versicherte, mit dem Gedanken umging, sich von dir zu trennen. Sie liebt dich unaussprechlich, und doch fordert ihre Ehre das grausame Opfer dir zu entsagen.

Eine ziemliche Pause lang vernahm ich nichts als Seufzer, und glaubte auch Schluchz-

zen gehört zu haben. Ich stand wie versteinert voll Staunen und Erwartung da. Endlich erhob sie wieder die Stimme. Wohlthat Sie sollen mich kennen. — Geh, Undankbarer! geh, nimm das Licht, zünde es an, und siehe, ob ich deine Starostinn nicht aufwiegen kann.

Ich zündete mit bebender Hand die Kerze an, sonderbare Muthmaßungen durchfränzten mein Gehirn, ich war auf dem Sprünge an Herereyen zu glauben; mit Angst erhob ich meinen Blick, fürchtend, daß sie mir nicht vor den Augen verschwinde. Großer Gott, welch eine Überraschung. Die Starostinn war es selbst, sie, die von mir so heiß geliebte Frau. Ich sank besinnungslos zu ihren Füßen hin. Mit Mühe rief sie mich ins Leben zurück, und ich erkannte sie wieder, die herrliche Frau, die vor Verlegenheit und Scham in Thränen zerfloß.

Verdammen Sie mich nicht, mein Theu-

rer! sprach sie leise, ehe Sie mich gehört haben. Sie werden mich bedauern, und mir meinen bitteren Entschluß erleichtern.

Sie wissen, daß ich aus einem guten pohlischen Hause entsprossen bin, dessen Hoffnung auf meinem Bruder beruhte. Mich versetzte man in ein Kloster, in dem ich erzogen wurde. Der Ruf meiner Vorzüge, mit denen man mich ausgestattet wissen wollte, zog eine Menge von Freywerbern herben, allein keinem gelang es, mich zu erobern. Der bejahrte Staroste von Ble . . . , ein Freund meines Vaters, trug unvermuthet den Sieg davon, weil mir mein Vater keine andere Wahl als die seiner Hand oder des Klosterlebens übrig ließ. Ich zog den reichen, obschon bejahrten Gemahl dem Kloster vor, und beglückte ihn durch meine Hochachtung und kindlich weise Aufführung, wenn ich ihm auch nicht jene Liebe schenken konnte, die ich einem anderen jüngeren lie-

benswürdigeren Gatten unfehlbar geschenkt hätte. Der gute Alte vergötterte mich, und zog mit mir, um, wie er zu sagen pflegte, aus mir eine vollständige Dame zu machen, in die Residenz. Hier war ich so glücklich, Mutter zu werden, allein die süßen Hoffnungen wurden mir durch einen zweyfachen Verlust verbittert. In dem Zeitraume meines Segens verlor ich meinen Vater, und bald darauf auch meinen Bruder an einer Epidemie, die in Pohlen wüthete. Dieses Unglück machte mich zur reichen Erbin, allein ich hatte kein Gefühl für Reichthum bey einem so schmerzlichen Doppelverluste. Mein Mann berief nun die Tante aus Pohlen, um für mich in meinen Umständen zu sorgen, er selbst reiste aber ins Vaterland, um die Verlassenschaftsangelegenheiten zu ordnen. Diese verzögerten sich leider trotz der höchsten Klarheit meiner Rechte über drey Monathe lang. Vor dieser Zeit wollte mein

Gemahl noch zurückkehren, um meiner Entbindung beizuwohnen, allein die Geschäfte hinderten ihn, und so erfuhr er auf meiner Herrschaft am Vorabende seiner Abreise, daß er bereits Vater geworden sey, und daß ich mich sammt seinem Erben wohl befinde. Diese Nachricht machte ihm so viele Freude, daß er sie durch ein glänzendes Fest seiner ganzen Nachbarschaft zu erkennen geben wollte. Dieser Entschluß kostete ihn das Leben. Mit den Zubereitungen zum Feuerwerke beschäftigt traf ihn eine Rakettenbombe, die aus Unvorsichtigkeit des Arbeiters zerplatzte, an den Schlaf, und verletzte ihn so sehr, daß er nach zwey martervollen Tagen starb. Lange verbarg man mir sein Unglück, erst, als man mich stark genug glaubte, die schreckliche Kunde zu ertragen, erfuhr ich es, daß ich Witwe geworden bin, und doch unterlag ich beynah dem Schmerzen, denn meine Achtung und Dankbarkeit war unbegrenzt,

und beyde erwartb er sich durch ein wahrhaft liebreiches edles Benehmen gegen mich. Meine gute Tante verließ mich nicht, ihre Tröstungen fristeten mir das Leben, über dessen Werth oder Unwerth ich jetzt noch nicht entscheiden kann. Es waren kaum zwey Jahre meines Witwenstandes verlossen, als ich bey einem Feste, das ein Verwandter meines Mannes gab, einen jungen Edelmann fand, der mit vier und zwanzig Jahren die vortheilhafteste Gestalt, Geist, Anstand und den gewähltesten Anzug verband. Was braucht es wohl mehr um eine junge Witwe zu verblenden? Sein erster Blick brachte Verwirrung in meine Seele. Ich tanzte mit ihm, und ward, von seiner Gewandtheit und Grazie hingerissen, seine Eroberung. Ich weiß es nicht, ob er diese in meinen Augen las, allein er wagte es zur Stunde, mir seine feurigste Erklärung zu machen, vielleicht gab ich ihm Gehör — ab-

gewiesen hatte ich ihn ganz gewiß nicht. Er benützte jede Gelegenheit mich zu sehen, und ich wich ihm nicht aus; ich beschäftigte mich von nun an bloß mit ihm, stolz auf die Eifersucht der Damen, die ihn an mich gefesselt sahen. Nichts schmeichelt ja unserer Eitelkeit mehr, als solche Auszeichnungen, und die Wuth der Nebenbuhlerin ist wohl die süßeste Huldigung, die man unserem Geschlechte darbringen kann. Dieser Zauber-
mann ließ sich Graf von B * * * nennen, eine neue Wonne für mich, weil ich diese Familie für eine der ersten meines Vaterlandes hielt. Ich hatte noch nie geliebt. Ach! wie konnte ich vorsehen, daß diese Freuden das tödtlichste Gift verbargen! —

Der Verräther schlich sich in mein ganzes Vertrauen, er umspann mein Herz und meine Sinne dergestalt, daß mir der Gedanke ohne ihn zu leben, unerträglich war. Ich wünschte nichts sehnlicher, als meine

Verbindung mit ihm, darum drang ich auch auf die Beschleunigung unserer Vermählung. Rümmern Sie sich nicht, sagte mir eines Tages der Treulose, ich werde nächster Tage großjährig, alsdann kann ich Sie mit Unstand begehren; inzwischen muß ich auf meine Güter reisen, um meine Geschäfte zu ordnen, und die vormundschaftliche Übergabe pflegen zu lassen. Ich both ihm tausend Ducaten als Vorschuß zu seiner Reise an, und hatte keine geringe Mühe, ihn zur Annahme zu bewegen. Er nahm förmlich Abschied von mir, und versprach in sechs Wochen hier zu seyn, und mich an das Ziel meiner Wünsche zu führen. Diese für mich ewigen sechs Wochen verstrichen endlich, und der Verräther erschien, suchte aber allen Erinnerungen an sein Versprechen, daß unsere Vermählung vollzogen werde, auszuweichen. Sein Betragen fiel mir auf, ich bemerkte auch unwillkührliche Zerstreungen an ihm, die mei-

nen Argwohn des Verrathes bestärkten, und mich auf die Folter der Eifersucht spannten.

So standen die Sachen, als ich in einer Abendgesellschaft erfuhr, daß der Kaiser von Oesterreich mehrere pohlische Familien mit Gnadenbezeugungen beglückte. Viel sprach man da von den Verdiensten des Grafen Peter von Z***, dem der Stephansorden zu Theil wurde. Empfindlich verletzte mich die Überzeugung, daß mein Geliebter mir eine so wichtige Auszeichnung verschwieg, aber noch empfindlicher traf mich die Erfahrung, daß eine andere Dame die Glückswünsche an seiner Statt annahm. Ich fragte einen Herrn von der Gesellschaft, wie es komme, daß diese Dame den Grafen von Z*** vorstelle; die Antwort war, daß sie die leibliche Schwester seiner Gemahlinn sey. Ich war wie vom Blitze getroffen, erstarrt; dieser Zustand verhüllte mein inneres Leiden. Was mich noch mehr verwirrte, war, daß

man die Rechtschaffenheit, die strenge Tugend und die Vaterlandsliebe des Grafen bis in den Himmel erhob, wie sollte ich das mit der Niederträchtigkeit zusammen reimen, deren ihn mein betrogenes Herz anklagen mußte. Ich suchte mich nun mit der möglichsten Vorsicht über diesen Gegenstand zu unterrichten, der mich so nahe anging, und es gelang mir auch, die nöthigsten Aufschlüsse zu erhalten. Er hat hier einen jüngern Bruder, sagte man mir, der wohl nicht so brav und weise wie der ältere ist, an diesen müssen Sie sich wenden, wenn Sie ganz genaue Familienauskünfte wünschen, der wird Sie gewiß befriedigen. Für jenen Abend hatte ich genug erfahren, ich schützte eine kleine Unpäßlichkeit vor, und zog mich mit belastetem Herzen in meine Wohnung zurück.

Nach mancherley Gedanken gerieth ich auf den Wahn, daß mein Geliebter der jün-

gere Graf von B*** seyn müsse, ich entschuldigte ihn in meinem Herzen, daß er sich für seinen Bruder ausgab. Wahrscheinlich, dachte ich, wollte er als Zwentgeborener sich nicht ankündigen, weil er als vermögensloser Edelmann Abweisung besorgte. Ich freute mich sogar, daß ich seine Mittellosigkeit erfahren habe; ganz bereit, ihm nicht nur meine Hand, sondern mit ihr auch mein Vermögen darzureichen, schrieb ich ein Billet folgenden Inhalts: „Mein Herr! Sie mögen seyn wer Sie wollen, nennen Sie sich wie Sie wollen, (mir ist Ihr Titel kein Geheimniß mehr) erlauben Sie aber, daß ich als wohlunterrichtete Freundin zu Ihnen spreche. Ich traf in gestriger Abendunterhaltung die Schwägerinn des Grafen Peter von B***. Dieser Zufall klärt mir die Umstände auf, welche sich unserer Verbindung entgegenstellen. Kommen Sie, bekennen Sie Ihre an mir begangene Schuld,

vielleicht bin ich noch so gut, Ihnen Gnade für Recht widerfahren zu lassen."

Er erhielt mein Billet, versprach zu kommen, allein ich wartete vergebens, es verging ein bis zwey Tage, ich verlebte martervolle Nächte. Noch immer suchte ich ihn im Herzen zu entschuldigen. Natürliche Scham über sein Vergehen sagte ich, hält ihn ab, mich zu sehen. — Die trügende Hoffnung mahlte mir ihn reumüthig zu meinen Füßen, ich genoß im Geiste die Wonne der Verzeihung, und die Seligkeit der Versöhnung, als mir am dritten Morgen mein Mädchen einen Brief brachte. Ein Brief von ihm! rief ich voll Entzücken, und riß das Siegel auf. Gott! welch ein Schlag für mein armes verwundetes Herz! Es war das selbe verabscheuungswürdige Blatt, welches Sie hier aufhoben und zu sich steckten.

Mehrmahl las ich das verderbliche Blatt, und konnte nicht zum Glauben kommen,

daß ein Mensch Ihres Namens und Standes so niederträchtig handeln könne. Tausend Rachtwürfe durchflogen meine Seele. Ich schrieb ihm im Anfall meiner Schwäche noch einen Brief, allein er konnte ihn nicht mehr erhalten, weil er sich wahrscheinlich noch schuldbewußter aus seiner Wohnung entfernt hatte, und mich seit jener Zeit keines Besuches und keines Trostes würdigte. Meine Liebe verwandelte sich nun in Wuth, und ich beschloß meine Rache an dem elenden Betrieger zu sättigen. Ich gewann mir treue Menschen, die mir den jüngern Grafen von B * * * lebendig in meine Hände zu liefern gelobten! Sie mein Freund hatten keine Ursache sich zu verbergen, und so war es diesen Leuten ein Leichtes Sie zu entdecken. Zwey Tage wurden Sie verfolgt, bis man die Gelegenheit erhaschte, Sie ohne Aufsehen meiner Eifersucht und Rache zu überliefern. Fest hatte ich beschlossen, das treulose Herz mit

eigener Hand zu durchbohren. Sie wurden hergebracht, verzeihen Sie mir die Angst, der ich Sie aussetzte. Das ist alles, was ich Ihnen von einer Geschichte zu erzählen schuldig war, ehe ich mit Ihnen von dem Schritte in einen Stand spreche, dessen Rechte mir heilig sind, und dessen Glückseligkeit nur auf ungekränkter wechselseitiger Liebe und Achtung beruhen kann. Den Rest der Geschichte wissen Sie. Ich überlasse es Ihnen wohl zu überlegen, ob Sie Ihr Lebensglück an eine Frau wagen wollen, die dieß alles begegnete; an eine Frau, die in Grunde schuldlos, sich nicht würdig hält, Ihre Gemahlinn zu werden; — aber auch fest entschlossen bleibt, Ihre ganze Achtung zu verdienen. Gehen Sie nun mein Freund schlafen Sie wohl, morgen zu Mittag sehen wir uns als Freunde — wohl verstanden, als Freunde wieder.

Der Schluß ihrer Rede brachte mich

ganz aus der Fassung, ich wollte zu ihren Füßen sinken, sie beschwören — vergebens, sie wand sich los, verschwand durch eine geheime Thüre, und meine drey Schutzengel brachten mich wieder in den Wagen, mit dem ich auf meine Einpackungs-Station gebracht wurde.

Wie es mir diese Nacht um's Herz war, kann ich unmöglich schildern. Am folgenden Tage speiste ich bey meiner theuern Starostinn. Sie war ganz die liebenswürdige Freundlichkeit, wußte aber jederzeit gewandt abzulenken, wenn die Tante auf die Hochzeit verfiel. Ihrem Vorsatze getreu hielt sie mich ein ganzes Jahr hin. Erst, als ihr Sohn von Pocken hingerafft wurde, öffnete sich ihr Herz meiner unwandelbaren treuen Anhänglichkeit. Sie bekannte es mir endlich, daß ich die Prüfungszeit überstanden habe, und machte mich zum glücklichsten Gatten dieser Welt. Wir verließen bald darauf die

Hauptstadt, und leben nun als glücklich
Ältern auf den polnischen Gütern ein un-
beschreiblich vergnügtes, dem Wohlthun und
der heiligen Natur geweihtes Leben.

lich
un
un

Heinrich IV. und Frau Le Clerc.

(Eine Anekdote vom 14. März 1590.)

Heinrich IV. Andenken wurde bey seiner Nation in so theuerem Segen, wie nie eines Königs vor oder nach ihm, gehalten; denn sein edler humaner Sinn, seine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, seine wahrhaften Großthaten, sein königlich, ieder freymüthig gesagten Wahrheit, und betraf sie auch seine eigene Fehler, offenes Herz, und sein Wahlspruch: Ich will, daß ieder Bauer am Sonntage ein Huhn in den Topf stecken könne, pflanzte sich fort auf Kindesfinder, die den guten

König mit Thränen segneten. Im Sturm der Revolution selbst blieb dieses Gefühl dem Volke, das seine ersten Freiheitsfesten bey dem Standbilde des guten Heinrich feyerte; und dessen Andenken bey Wiederherstellung der alten Dynastie Frankreichs von neuem gesegnet wird.

Aus der Lebensgeschichte dieses großen Königes will ich einige Anekdoten ausheben, die man in gewöhnlichen Geschichtsbüchern vergeblich suchen würde.

Nach der Schlacht von Ivry, welche die Projecte der Liguisten verwirrte, fehlte es Heinrich IV. am Gelde; seine Soldaten empörten sich; die Schweizer erklärten, daß sie unbezahlt nicht vorrücken werden, und alle Hülfquellen, die ihm hätten zu Geböth stehen sollen, waren entweder erschöpft oder für ihn verschlossen. D'O, Minister der Finanzen, wollte kein Geld auslassen, und so war der König in der Gefahr, die Früchte

feines Sieges einzubüßen. De Rosny, sein Vertrauter, erkannte die Verlegenheit des Monarchen, er suchte ihn zu ermuntern, und sprach ihm von einer ihm bekannten Frau, die sehr reich und edelgesinnt, dem Könige von ganzer Seele ergeben, voll Eifers und höchst tugendhaft sey. Diese Frau, sagte er, wohne zu Meulan. Lasse uns zu ihr eilen, versetzte der König. Sie reisen incognito ab, und langten bey der bezeichneten Frau an, die den Vertrauten des Königs erkennend, um den Begleiter wenig besorgt, die Freude ihres Herzens über die gewonnene Schlacht zu erkennen gab, und um das Befinden des Königs fragte. De Rosny schilderte ihr nun die Verlegenheit des Königs, und die Gefahr, die Vortheile des Sieges ganz zu verlieren, wenn nicht mit Geld Rath geschafft würde.

Bei diesen Worten lief Frau Le Clerc zu ihrer Casse, und indem sie einige mit

Gold gefüllte Säcke auf den Tisch legte, sprach Sie: Nehmen Sie hin alles, was ich entbehren und geben kann; wünschen Sie unserem besten Könige alles Glück, dessen er würdig ist, versichern Sie ihn, daß er in den Herzen seiner Unterthanen herrsche, und daß ihm mein Vermögen, so wie mein Leben ganz zu Gebothe stehe.

Madame! begann darauf Heinrich, es wird nicht schwer seyn, daß der König Ihre Wünsche erfahre, denn Sie sehen ihn vor sich, und er hat sie schon erhört. Frau Le Clerc stürzte nun zu den Füßen des Monarchen, der sich gerührt der Thränen nicht enthalten konnte.

Nachdem die Ligue zerstreut war, wollte Heinrich dieser Frau die ganze Summe mit reichlichen Zinsen zurückbezahlen, allein sie weigerte sich dessen mit der Äußerung: Daß sie das Hochgefühl, ihr Vermögen zu den Füßen des Königs gelegt zu haben, weit

höher, als den Besitz desselben schätze. Der Monarch vergalt eine so edle That mit einem Adelsbriefe, welcher die Familie Le Clerc zu einem hohen Ansehen führte.

Heinrich IV. als guter Vater.

(Im Jahre 1604.)

In einer Zeit, in welcher Familienpflichten häufig vernachlässiget werden, und häusliche Freuden die meisten Menschen anerkeln, wird das Beyspiel eines großen Königs, der ein liebevoller Familienvater war, nicht ohne Erfolg angeführt werden. Man sah viele Monarchen, die mehr für ihre häusliche Glückseligkeit, als für die Wohlfahrt ihrer Staaten besorgt, mehr gute Väter als gute Regenten zu seyn schienen; andere versenkten sich dagegen in Staatsgeschäfte, und verfolgten die Bahn des Ruhms oder des Ehrgeizes dergestalt, daß sie ihren eigenen

Kindern fremd wurden. Wie anziehend muß es nicht seyn, den Helden seines Jahrhunderts, der Europa's Schicksal in seinen Händen abwog, nach einer glücklich vollbrachten erstaunenswürdigen Umwälzung Frankreichs als liebevollen Vater seines Sohnes zu sehen, wie er Vater seines Volkes war! —

Die Etiquette erhebt gar oft eine Schreidewand zwischen Königen und der Natur. Es scheint, als forderte sie, daß jeder Herrscher auf die Vergnügungen des Privatlebens Verzicht leiste; denn, so wie manche Politiker behaupten, soll ein Mann, der den Thron besteigt, sich nie mehr herablassen, die Rolle eines Privatmannes zu spielen. Diese Herren glauben, ein König habe genug gethan, wenn er dem Staate einen Nachfolger und Erben gab; die Kleinen süßen Vatersorgen und Älternpflichten ständen weit unter der Würde des Königranges, und

Familiengeschäfte schickten sich nur für gemeine Leute. Wie unglücklich wäre aber nicht ein Fürst, wenn ihn sein erhabener Rang von den Freuden ausschloße, die an dem schönen Titel Mensch geknüpft sind? Andere behaupteten wieder: ein Fürst müsse sich ohne Verwandtschaft denken. Sie meinten, daß jede Stunde, die er seinem Familienkreise schenkt, ein Zeitraub an der Sache des Staates sey: und daß die Pflichten und Geschäfte des Familienvereins seine Ansichten beschränken, und sich gar nicht für die Erhabenheit und Ausdehnung der Plangeschicke, mit denen sich ein gekröntes Haupt befassen muß. Doch wie täuschte man sich! — Wenn es wahr ist, daß der ausgedehnteste Staat selbst nichts anders als eine ungeheure Familie ist, so kann ein Fürst, von den Pflichten gegen seine leiblichen Kinder durchdrungen, kein Tyrann seiner Unterthanen seyn. Wenn es wahr ist, daß gute Sitten

ten die Grundfeste des Staates ausmachen, und die Menschen dem angeborenen Nachahmungstrieb gehorchend, gern dem Beispiele ihrer Beherrscher folgen; so muß die beispielvolle Aufführung des Fürsten zum schweigenden und gebietherischen Gesetze für die Unterthanen werden. Wer würde wohl erröthen, ein guter Gatte und Vater zu seyn, wenn es sein Beherrscher ist? Welche Festigkeit muß nicht ein Staat gewinnen, in welchem alle Staatsbürger wetteiferten, nach dem Beispiele ihres Landesvaters gute Familienväter zu seyn? Als einst die Königin Bianca Ludwig IX. selbst zu nähren übernahm, gab es in Frankreich keine Dame, die ohne Noth ihr Kind einer Amme überlassen hätte.

Mögen manche zu ernste Staatsmänner über solche gemüthliche Scenen ihre Nasen rümpfen, wir versehen uns trotz ihres Achselzuckens in den Pallast Heinrichs IV., und

belauschen ihn im Kreise seiner Familie. Der Kaiser große König, der seine Gemahlinn nicht anders als Weib betitelte, und von seinen Kindern nicht anders als Papa oder Vater genannt werden wollte, suchte seine beste Zerstreuung im Schooße der Seinigen. Dort legte er die Majestät des Thrones ab, um als glücklicher Mensch und Staatsbürger zu leben.

Als er im Jahre 1604 zu Fontainebleau Hof hielt, so ließ er sich, um seine Unterhaltung vollständig zu machen, den Dauphin (in der Folge Ludwig XIII.), den man damals im Schlosse zu Saint-Germain-en-Laie erzog, zu sich kommen.

In einer seligen Stunde seiner Vaterfreuden, spielte der gute Heinrich mit seinem Söhnchen, er ließ das Kind auf seinem Rücken reiten, und kroch so auf Händen und Füßen in dem Zimmer herum. Während der drolligen Reiteren tritt ein Gesandter

ein, und überrascht den Besieger der Ligue,
und den Monarchen von Frankreich in die-
ser komischen Lage und Unterhaltung. Der
König hält, ohne sich zu erheben, und fragt:
Herr Gesandter! haben Sie Kinder?

Ja Sire! erwiderte dieser.

Wenn das ist, fuhr Heinrich fort, darf
ich schon meinen Lauf um's Zimmer vollenden.

Dieselbe Anekdote wird auch von Age-
filaus dem Könige der Spartaner erzählt.

Ludwig XIII. war damahls kaum drey
Jahre alt, er wurde zu Fontainebleau am
27. September 1601 geboren. Heinrich IV.
gab ihm seinen Segen, und umgürtete ihm
sein Schwert mit den Worten: Wolle Gott,
daß du es, mein Sohn, nur zur Bertheidi-
gung deines Volkes führst!

Heinrich IV.

Rede an die Notabeln zu Rouen 1596.

„**W**enn ich den Titel eines Redners erwerben wollte, so würde ich eine schöne Rede erlernt, und sie Euch mit vielem Anstande vorgetragen haben, allein, meine Herren! mein Bestreben bezweckt einen weit ruhmwürdigeren Titel; ich will nämlich Befreyer und Hersteller dieses Staates genannt werden. Diesen zu erlangen, habe ich Euch versammelt. Ihr wißt es mit Euerm, und ich zu meinem Schaden, daß ich Frankreich, als mich Gott zu dieser Krone berief, ganz zerrüttet, und fast gänzlich für Franzosen verloren antraf. Durch

Gottes Gnade, durch die Gebethe und guten Rathschläge meiner Diener, welche keine Waffen führen; durch den Degen meines tapfern und getreuen Adels (von dem ich meine Prinzen nicht ausscheide, damit die Ritterehre und Treue der schönste Titel bleibe) durch meine Mühe und Arbeit habe ich das Vaterland vom Verluste bewahrt: lasset es uns jetzt vom Untergange retten. Theilet mit mir, meine Unterthanen, diesen zweyten Ruhm, so wie ihr an dem ersten Theil genommen hattet. Ich habe Euch nicht berufen, wie es meine Vorgänger thaten, um von Euch die Genehmigung meiner Beschlüsse zu erwarten; ich versammelte Euch, um Euren Rath zu vernehmen, ihm zu vertrauen, ihn zu befolgen, kurz um mich ganz Eurer Leitung und Eurem Schutze zu überlassen; ein Wunsch, der sich schwerlich in dem Busen graubärtiger und siegreicher Könige regen würde; allein die heftige Liebe

zu meinen Unterthanen, die außerordentliche Begierde, an das Königthum noch zwey andere schöne Titel zu knüpfen, machen mir alles leicht und ehrenvoll."

Dieser kurze Vortrag besizt eine Art Beredsamkeit, deren hoher Werth nur von führenden und dankbaren Herzen gefaßt und gewürdigt werden kann. Man hört die ernste Stimme des Herrschers, die Freymüthigkeit eines edlen Ritters, und die Güte des Vaters. In wenigen Ausdrücken ist allen Ständen Gerechtigkeit widerfahren, deren Vereinigung diese erhabene Staatsversammlung ausmachte, und das öffentliche allgemeine Wohl liegt dem Ganzen zum Grunde. Was Heinrich sagte, das wollte und that er auch.

Muth, Wohlwollen und Menschlichkeit.

Catharina Bassent.

(Eine Begebenheit vom 1. April im J. 1788.)

Am 31. März 1788 Abends um zehn Uhr beschloß Despallez, Perrückenmacher zu Nonon, die Senkgruben seines Hauses räumen zu lassen. Man öffnete die Grube im Keller, in welchen man über 14 Stufen von der Gasse gelangen konnte. Vier Männer, welche zu dieser Arbeit bestimmt waren, stiegen einer nach dem anderen hinab. Alle vier wurden von dem aus der Senkgrube sich entwickelnden Stickstoffe betäubt, und sanken im Keller darnieder. Despalles rief um

Hülfe. Es erschienen mehrere Personen, unter diesen H. Suzille, Oberamtmann, H. Breuille, Domherr und Generalvicar des Kirchsprengels, und H. Joyant, Polizeicommissär. Nachdem man antimetaphysische Dinge in das verpestete Loch geworfen hatte, so wurden die Umstehenden aufgefordert, in den Keller hinabzusteigen; allein die Angst bemächtigte sich aller dergestalt, daß sich Niemand dazu entschließen wollte.

Catharina Bassent, 20 Jahre alt, Dienstmagd eines benachbarten Hauses, war zugegen. O! daß ich kein Mann bin! sprach sie mit einem Ausdrücke von Hefigkeit und Unwillen, der den Zustand ihrer Seele schilderte. Ich stieg gewiß hinab, und rettete die Unglücklichen. Als sie aber sah, daß H. Breuille sich anschickte, hinabzusteigen, trat sie vor, und drang darauf, daß man ihr die Ehre des heroischen Entschlusses überlasse. Nach-

dem sie sich mit einigen Nothmitteln versehen hatte, nahm sie einen Krug voll Essig, und stieg in den Keller hinab. Im Keller goß sie überall Essig aus, die mephytischen Dämpfe erhoben sich, und so gelang es ihr nach und nach die Gegenstände zu unterscheiden. Der Anblick von vier Todesopfern verdoppelte ihren Muth, sie stieg aus dem Keller, nahm einen Strick, dessen Ende sie in den Händen des Amtmanns und des Geistlichen ließ, und kehrte in die Tiefe zurück. Hier schlang sie den Strick um die Arme eines der Betäubten, und ließ ihn hinaufziehen, während sie seinem Haupte über die Treppen forthalf. Dasselbe geschah mit dem zwoyten und dritten. Alle drey waren besinnungslos, Todten gleich. Inzwischen hatte man zwey Wundärzte gehohlet, welche sie übernahmen, und durch kräftige Mittels bald dahin brachten, daß sie Lebenszeichen von sich gaben.

Glückseligkeit und Freude strahlte aus den Augen des Mädchens, es wollte sich eben freudig anschicken, auch den vierten zu retten, allein die Anstrengung und der Einfluß der vergifteten Dünste wirkte so nachtheilig auf sie, daß sie selbst in Ohnmacht sank. Theilnahme und Angst verbreitete sich über alle Anwesenden, alles eilte herbei, um der Retterinn dreier Menschen Hülfe zu leisten. Indessen lag noch immer ein Mensch im Keller. Jede Minute brachte ihn dem sichern Tode näher. Ein Senkgrubenräumer versuchte es hineinzufahren, er kehrte aber schnell zurück. So eben erholt sich Catharina Bassent von ihrer Ohnmacht. Sie fragt, ob der vierte gerettet sey; als sie die Antwort auf den unentschlossenen Gesichtern las, riß sie sich los, von Menschenliebe gestählt. Nein, sprach sie, das lasse ich nicht zu, habe ich drey gerettet, so soll auch der vierte nicht zu Grunde gehen. Sie nahm einen Krug Essig,

den Strick, stärkte sich durch einige Kraftmittel, und stieg abermahls in den Keller hinab. Hoffnung, auch diesen dem Leben wieder zu schenken, strahlte aus ihrem Antlitze, sie fand den Menschen, umgürtete ihn, und ließ ihn wie die vorigen herausziehen. Doch wie schmerzte sie es, daß er trotz aller angewandten Mühe der Ärzte kein Zeichen des Lebens von sich geben wollte! Diese drey erstern erhohleten sich, dieser, Alepis Lardé genannt, blieb aber ein Raub des Todes.

Ich enthalte mich, den Werth dieser heldenmüthigen That des großherzigen Mädchens zu schildern, Jedermann wird ihren Muth, die Heldenthat, das Menschengefühl, kurz ihre heroische Tugend beurfunden. Sie wurde auch von ihren Zeitgenossen anerkannt, denn die Stadt Noyon brachte ihr eine Medaille und eine Bürgerkrone, und die französische Akademie bestimmte ihr den Preis der Tugend, welchen ein unbekannter Staats-

bürger stiftete. Herr Gaillard, Director der Akademie, sagte in der über diesen Gegenstand am folgenden 25. August abgehaltenen Sitzung: „Was sind alle Palmen und Kronen, verglichen mit der Glückseligkeit, drey Menschen das Leben gerettet zu haben!“ — Er hätte hinzusetzen sollen, vorzüglich aber für ein Herz, wie es Catharina Bassent besitzt.

Anatomische Beschreibung des Herzens einer gefallsüchtigen Frau.

(Freye Übersetzung einer italienischen Novelle des Pignotti).

Intus et in cute novi.

Pers.

Reizendes Geschlecht, liebenswürdige Frauen. Wenn ich es auch wagte, bisweilen meine Leser mit Ihren galanten Gewohnheiten und Abentheuern zu belustigen, so weiß ich doch, daß Sie weit entfernt, meine Kühnheit zu tadeln, gar oft mit mir lachten, weil ich mich nie mit der Geißel der Satyre ausrüstete, um Ihre Sitten durchzuhecheln, oder Ihr Bartgefühl zu beleidigen. Fahren Sie fort, ich flehe darum, mei-

nen Gefinnungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und seyen Sie versichert, daß mein ganzes Bestreben bloß dahin abziele, Ihnen angenehm und gefällig zu seyn.

Allein wenn gleich fast alle Frauen sanft, liebenswürdig und gesittet sind, so fehlt es doch auch (Sie selbst haben es oft eingestanden) an unbescheidenen und unduldsamen nicht. Die schuldlosesten Scherze sind für diese harte beleidigende Wahrheiten; und nur diese Damen haben feyerlich erklärt, daß es mir nie gelingen soll, ihre Gunst zu erringen, ich möge, sey welchen Ton anstimmen, oder was immer vortragen. Soll mich dieser strenge Beschluß aufhalten? Nein, ich will, wenn man es so wünscht, dem Landmanne gleichen, der ohne das gellende Geschrey umhüpfender Heuschrecken zu achten, ruhig seine Arbeit beendiget.

Um aber doch jenen einiger Massen Genüge zu leisten, die in meinen Schriften zu

viel Nürrisches und Ärgerliches finden wol-
 len, so bin ich entschlossen, Sie dieses Mahl
 von wichtigen und ernsthaften Dingen zu
 unterhalten. Sie erstaunen? stehen an mir
 zu glauben? Meine Damen! würdigen Sie
 mich Ihrer ganzen Aufmerksamkeit, ich spre-
 che . . . über Anatomie!

Holde, empfindsame Schönen! erschres-
 ken Sie ja nicht vor dem kühnen Wagestü-
 cke. Ich werde mich wohl hüten, Ihre Blicke
 mit dem Schauspieler eines ekelhaften Zer-
 gliederungsaaales zu beleidigen, und Ihre
 zarten Ohren mit langen Kunstwörtern zu
 martern, die man ohne Nutzen so ferne auf-
 suchen mußte, um ihnen jene Schwierigkeit
 der Aussprache, und jene Ungefälligkeit für
 das Gehör zu ertheilen.

Ein seit vielen Jahren mir befreundeter
 Arzt führte mich vor wenigen Tagen in ei-
 nen großen Hörsaal, in welchem ein geschick-
 ter Professor der Zergliederungskunst öffent-

lich das Herz einer jungen schönen Dame zergliedern und untersuchen sollte. Während dem ganzen Laufe ihres Lebens hat sie die ausschweifendsten Grillen in ihren Gedanken und Handlungen bewiesen, indem sie heute liebte, was gestern der Gegenstand ihres Hasses war; in dieser Stunde eine gefasste Neigung aufgab, um sich einer andern hinzugeben. Man sah sie stets in einem solchen Wirbel von Gefühlen, daß sie ganz das Bild des Meeres, das gar oft von Zephyren behaucht, sanft zu wogen scheint, oft aber durch gewaltige Winde durchwühlt, seinen Anblick ohne Unterlaß verändert und unsern Blicken darbeut.

Die Versammlung der Neugierigen war bereits zahlreich, als der Professor, schwarz angethan, ein ansehnlicher hoher und hagerer Mann, das Haupt mit einer reichbelockten Perrücke bedeckt, die Nase mit großen Brillen geschmückt, strengen ernstern Blickes

mit abgemessenen Schritten eintrat, und die chirurgischen Werkzeuge ergriff, um die merkwürdige anziehende Vergliederung zu beginnen.

Er forschte gleich mit unverwandtem Muthe, ob aus diesem Herzen Nervenfasern hervorragen, welche zur leichten und gewohnten Verbindung mit der Zunge dienen, denn, nach den häufigen Betheuerungen dieser jungen Dame hätte man glauben sollen, daß es zwischen diesen beyden Organen eine Übereinstimmung geben müsse. Allein der Vergliederer war endlich nach vielen mühsamen und vergeblichen Anstrengungen gezwungen, zu versichern, daß das Herz der Verstorbenen mit der Zunge in keiner Gemeinschaft gelebt habe.

Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß man in diesem Herzen, gleich nach dem ersten Zuge des Messers, tausend Fasern entdeckte, die verworren in einander verflochten

waren. Bey ihrer Untersuchung fand man, daß einige lang, andere kurz waren, jene dienten, die Bewegung des Herzens aufzuhalten, diese das Pochen zu beschleunigen. Alle Umstehenden waren der Meinung, daß diese ungleiche Länge die wahre Ursache der wunder- und sonderbaren Grillen dieses Herzens gewesen sey, welches alles in Staunen versetzte, einer Rakette ähnlich, die sich in den ungeheuern Lufträumen erhebt, ihre Bewegungen mannigfaltig verändert, und emporgeschossen bald rechts bald links Feuerfunken sprühend, mit einem hellen Glanze und Gefrache endet. Der Inhalt des Herzens war weich und leicht, er zeigte uns hundert, und abermahls hundert kleine Röhren, welche die verschiedenen concentrischen Lagen, die einem Zwiebelgewächse gleichen, durchdrangen.

Auf jeder Lage bemerkte man Abbildungen zahlreicher Verehrer, die aber so leicht

gezeichnet waren, daß die leiseste Berührung des Fingers sie verwischte.

Man hätte sie den Hauchflecken vergleichen können, die geschliffener Krystall oder polirter Marmor annimmt.

Welch ein Schauspiel! welch' sonderbare Sammlung von Figuren both uns diese Menge ganz verschiedener Personen! Männer aus allen Ständen figurirten da bunt durch einander.

Nachdem der Professor alle Ecken des Herzens entfaltet hatte, schritt er zur Enthüllung seines innersten Mittelpunctes. Was meinen Sie, wie war jener Theil des Herzens, von dem bisher Niemand eine richtige Vorstellung hatte, beschaffen? . . . Er war ganz leer; man bemerkte aber im leeren Raume Schatten, die einander mit großer Schnelle verfolgten. Es waren Schatten von Diamanten, Federn, Equipagen, Kleidern, Umhängketten und Bändern, kurz aller Din-

ge, welche diese Dame im Leben so heiß zu besitzen wünschte. Es sey mir gestattet, dieses unterhaltende Schauspiel mit der Fremde zu vergleichen, die ein Kind beseelt, wenn es an einem kalten Winterabend die Orgel des Guckkastens vernimmt. Es schaut die Städte, Fluren, Kriegsheere, allerhand Thiere, Adam unsern Urvater, die Sonne den Mond u. s. w. Alle diese Dinge fliegen schnell vor seinem Anblicke vorüber, und er geht es um so mehr, je weniger sie andere Menschen ihrer Aufmerksamkeit würdigen.

Der Professor rückte das Herz näher und brachte nun den Gegenstand seiner Untersuchung vor einen Spiegel. Man bemerkte sogleich, daß die anhängenden Adern an geschwollen, und man vernahm auch nicht un deutlich ein leises Säuseln, das dem Seufzen, welches die Brust eines furchtsamen aber gefühlvollen Mädchens aushaucht, nicht unähnlich war; bald darauf wurde deutlich

eine leichte Blase wahrgenommen, die bald zerplachte, und in Rauch aufgelöst in der Luft verschwand.

Wesentlich nothwendig ist es aber, Ihnen, meine Damen, zu sagen, daß dieses Herz gewöhnlich in einem klaren kalten Wasser schwamm, welches eine weiche Substanz enthielt. Diese Flüssigkeit wurde vom Professor sorgfältig in eine Glasröhre gesammelt.

Sie werden wohl schon die Wirkungen beobachtet haben, welche die atmosphärische Luft auf die Flüssigkeit im Wärmemesser auszuüben pflegt. Nun sehen Sie, jene Flüssigkeit, in welcher das Herz schwamm, äußerte beynabe dieselben Wirkungen; allein nicht die Luft, sondern der Wechsel der Gegenstände, die man ihm näherte, brachte mannigfaltige Bewegungen hervor. Sobald ein vernünftiger, bedachtsamer, weiser, bescheidener und achtungsvoller Mann der Flüssigkeit

figkeit näher kam, sank sie bis an den Boden der Röhre hinab; erschien aber ein junger eleganter Herr, so erhob sie sich ungestüm bis an die Mündung der Röhre, die kaum vermögend war, sie aufzuhalten.

Als man diesen Versuch in einer Gesellschaft junger Leute beyderley Geschlechts wiederholte, in der man sich der Unterhaltung weihte, da gerieth die Flüssigkeit in ein so heftiges Sprudeln, daß man siedend Wasser zu sehen glaubte. Sie war so empfindlich gegen jeden Eindruck, daß man ihr nur ein neumodisches Band, eine elegante Frisur, moderne Ohrgehänge oder irgend eine artige Kleinigkeit in die Nähe bringen durfte, um sie in Bewegung zu bringen.

Da ich den Wunsch hegte, dieses wunderbare Instrument zu besitzen, so bath ich meinen Arzt, mir selbes, um sey welchen Preis zu verschaffen. Dieser spottete aber über meine Einfalt, daß ich Geld für eine

Sache ausgeben wollte, die gar nicht selten ist, indem mir alle jungen Damen seiner Behauptung nach als lebendige Frivolitätsmesser dienen können. Meine hochverehrten Damen! Nie werde ich der Behauptung meines Arztes beypflichten; was ich aber sehr genau weiß, ist, daß man überaus unzählige böse ungerechte Menschen finde, die bey allen tadelnswerthen Vorfällen Ihr ganzes Geschlecht in Anspruch nehmen, da sie doch kaum zwey, höchstens drey zu tadeln hätten; sie wagen es z. B. zu behaupten, daß Sie Blumen gleichen, die nur ihren Busen öffnen, um von Schmetterlingen geschmeichelt und gekostet zu werden.

Wenn es aber, was ich für unmöglich halte, dennoch wahr wäre, daß die Herzen der Frauen in einer so beweglichen, leichtfertigen, überraschenden Flüssigkeit schwimmen, welches Lob verdienten nicht diejenigen, deren ich eine hübsche Anzahl auffüh-

ren könnte, welche erhaben über Gemein-
heit und Leichtsinn, mit den Reizen, die ih-
nen die Natur verlieh, auch die strengste
Pflicht und Übung aller Tugenden vereinen.

in:
ih:
3fe
en.

Gedanken.

Über Schönheit.

Die Götter haben die Schönheit unter Nationen, so wie unter den Göttinnen vertheilt. Dort sah man die stolze Schönheit der Pallas, hier die Erhabenheit und Majestät der Juno; anderwärts das einfache Wesen der Diana, die Feinheit der Themis, den Reiz der Grazien, und bisweilen das Zauberlächeln der Venus.

Ein holdseliges schönes Geschöpf sproßt wie eine Rose unter den Blumen des Wiesengrüns empor, die allertliebsten Blümchen haben keine Zeit, Nebenbuhlerinnen zu werden, denn sie sind, ehevor sie noch die Königin fürchten, schon besiegt.

Ein vertrauter Freund, den ich über sein Benehmen gegen seine Braut zur Rede stellte, entschuldigte sich mir mit folgender merkwürdigen Schilderung:

„Ich meiner Seits suche alles hervor, um meine Zärtlichkeit für sie zu steigern, sie aber unterstützt mich nicht. Ich bewundere ihre hohe schöne wohlgebaute Gestalt, an der die Kunst nichts auszustellen hat. Es fehlt ihr aber der Reiz des Lebens. Ihre Augen groß und firschenschwarz starren vor sich hin, ohne jene reizende Beweglichkeit zu besitzen, die entweder den Wunsch zu gefallen, oder die Freude über ihren Sieg verathen. Ihr Mund, klein, rosenroth und zaubervoll gebaut, lacht nur, ohne je zu lächeln, und was gilt ein ungezähmtes dummes Gelächter, wenn ich an das sanfte Zurückhalten, oder die geistvolle Zierlichkeit des Lächelns denke! — Seht sie sich in Bewegung, so geschieht es bloß um zu gehen.

niemahls aber um sich freyer und mit edlerem Anstande zu bewegen. Kurz, sie kömmt mir gar nicht schön vor, weil sie alle Züge besitzt, die man für einzelne Schönheiten hält; und, wenn sie nicht häßlich genannt werden kann, so ist es wahrlich nicht ihre Schuld. Manchmahl erzählt sie Dinge mit einer Unbefangenheit, daß ich darüber in Schweiß gerathe; darum nehme ich meistens, wenn ich bemerke, daß sie den Mund öffnen will, selbst das Wort, oder ich entferne mich, um über dem Anhören des weisen Gespräches meine Liebe nicht einzubüßen. Ich fühle es, daß meine Zuneigung sehr zart, leicht verwundbar, und schwer zu erhalten sey, darum vermeide ich alles, was mir ihren Verlust herbeyführen könnte, deswegen unterrede ich mich auch mit meiner Braut sehr ungern, am gefährlichsten wäre mir aber Zwiesprache. Ich wende, wie Sie sehen, alles an, meine arme Liebe zu er-

halten, die freylich auf diese Weise nur kümmerlich fortleben kann."

Die Schönheit ist unser erstes Geschenk der Natur, aber auch das erste, das sie zurückzunehmen pflegt.

Es gibt wunderschöne Frauen, es gibt aber auch minder schöne, aber artige und niedliche Wesen; schwer ist es, jene nicht zu lieben, bey den letzteren befinden wir uns viel besser; denn die einen sind vielleicht zärtlicher und eingezogener, diese hingegen fröhlich und kurzweiliger.

Ein junger Mann soll Gott danken, wenn er ihn mit ausgezeichnete Schönheit verschont hatte. Schönen Männern blüht selten Glück bey Frauen, denn eingezogene, rechtliche und zärtliche Frauen muthmaßen, daß sie von Eigenliebe und Eitelkeit beherrscht werden; die stolzen vermissen an ihnen Unterwürfigkeit und Weihrauch; jene, welche

böse Zungen fürchten, getrauen sich kaum, sie anzusehen.

Ein Satyriker sagte, daß schöne Frauen zur Qual der Männer erschaffen wurden, weil sie weder mit noch ohne ihnen glücklich seyn können.

Die Schönheit ist an dem Menschen das, was die Zurichtung an den Waaren; der Gebrauch nützt diese wie jene ab.

Die Schönheit des Verstandes erregt Bewunderung, die der Seele Hochachtung, und jene des Körpers Liebe.

Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur Ernst, aber mit der Schönheit spielt er.

Schiller lehrt, das Gefühl für das Schöne und für das Erhabene seyen zwey Genien der Menschen, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein

munteres Spiel die mühevollte Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln, und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns; denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebieth, über diese hinaus kann ihn kein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

Ein Mensch, der mit der Schönheit des Körpers auch jene der Seele vereint, verdient allerdings die Huldigung der ganzen Welt; allein selten ereignet sich der Fall, daß man beyde Vollkommenheiten in einer Person anträfe. Man kennt große schöne Seelen in häßlichen Körpern, wie sie uns die Geschichte an Sokrates, Äsop und Gra-

tes beschreibt; dagegen gab es auch schöne Körper von schändlichen Seelen bewohnt, wie z. B. im Absolon, in der griechischen Helena, und Gott weiß in wie vielen andern, mit denen wir das Papier nicht belasten wollen.

Körperliche Schönheit ist eine schätzbare Gabe des Himmels, weil sie den Menschen empfiehlt; sie ist ein Magnet, dem jedes fühlende Auge folgt. Indessen muß man auch bekennen, daß sie an und für sich ein wahres Nichts, und ein sehr vergängliches Gut sey, ein Firniß, mit dem die Natur ihre Kinder bestreicht, der nur so lang zu dauern hat, als es ihr gefällt. Das Alter und die Verwesung streift ihn ab.

Über Unschuld.

Man bewährt zum Theile seine Unschuld, wenn man zum Bösen nicht einwilliget.

Die Unschuld ist der erste und auch höchste Reiz der Schönheit, und nichts führt das Andenken an den Zustand der Unschuld lebendiger zurück, als Gewissensbisse.

Ein einziger Tag reicht hin, einen Bösewicht zu entlarven; den Schuldlosen kann die Zeit bloß allein rechtfertigen.

Die Unschuld entsproßt zwar aus einer bittern Wurzel, trägt aber süße Früchte; Geduld und Hoffnung sind ihre Stützen, die Gerechtigkeit Gottes ist ihr Vertreter, und sollte sich auch die gesammte Bosheit der Menschen gegen sie verschwören, so wird am Ende doch ihr hoher Werth verklärt erscheinen.

Der Unschuldige ist ein Märtyrer der

Berleumdung, und doch weiß er von den Dornen dieses Lasters sich eine dauernde Rosenkrone zu flechten.

Die Unschuld ist eine Tochter der Tugend, in Gesellschaft des guten Gewissens erzogen, verschmäht sie das Widerlegen der Lüge, sich ganz auf die Beredsamkeit der Wahrheit verlassend. Sie schweigt, die Macht der Wahrheit spricht, und die vernünftige Welt weiß, was sie zu glauben hat.

Über Treue.

Wenn Eheleute nichts, als die Gesetze, nöthigen, mit einander treu zu leben; verdienen sie bey weitem jene Achtung nicht, welche verwandten Seelen gebührt, die ohne den Zwang der Gesetze sich durch standhafte wechselseitige Anhänglichkeit auszeichnen.

Im Jahre 58 unserer Zeitrechnung er-

schienen zu Rom Abgesandte der Friesen, um die Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu ordnen. Während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt der Welt gab Nero dem römischen Volke im Theater des Pompejus ein Fest. Die Gesandten fanden sich auch ein, und ließen sich über die verschiedenen Plätze unterrichten, welche Senatoren und Ritter einnahmen. Als sie aber unter den Senatoren fremdartig gekleidete Menschen erblickten, fragten sie, wer wohl diese Fremden wären; das seyen, hieß es, Gesandte und Deputirte tapferer, mit den Römern treu verbündeter Nationen. „Wenn es das ist, versetzten sie, haben wir unsere Plätze ebenfalls gefunden, denn was Treue und Tapferkeit anbelangt, stehen die deutschen Friesen keinem Volke der Erde nach.“ So sprachen sie, und nahmen unter den Senatoren Platz.

Bewahre treu das Geheimniß des Freun-

des, es ist ein Heiligthum, an dessen Schwel-
 len Ehre, Vertrauen und Verschwiegenheit
 Wache halten, und das durch Verrath un-
 ter keinem Vorwande entweicht werden soll.
 Die alten Ägyptier bestrafteu solchen Ver-
 rath mit dem Tode.

Als die Athenienser im Kriege gegen
 Philipp den Macedonier standen, fielen ih-
 nen Briefe in die Hände, die er an seine
 Gemahlinn Olympia schrieb. Sie sandten
 ihm diese Zuschriften uneröffnet zurück, weil
 ihnen die Geseze, Geheimnisse zu verrathen,
 verbothen.

Derjenige, welcher dem Freunde sein
 Geheimniß anvertraut, reicht ihm gleichsam
 seine eigenen Waffen, und überliefert sich
 ihm auf Gnade und Ungnade; wie nieder-
 trüchtig muß es seyn, die Waffen gegen
 den zu wenden, der sie so arglos und ver-
 trauensvoll unserer Gewalt übergab! —

Treue ist der größte Schatz, den man

finden kann, und das Vertrauen eines Geheimnisses der höchste Beweis ungeheuchelter Freundschaft.

Über Fassung.

Der Auberne ist seiner selbst wegen verlegen; der Geck trägt eine unbefangene feste Miene zur Schau; der Unverschämte treibt es bis zur Frechheit, das Verdienst allein kennt Bescheidenheit und holde Scham; und der Rechtschaffene ist auf alles gefasst.
